

Insel

Marie  
Hesse  
Die Mutter  
von  
Hermann  
Hesse

Ein Lebensbild in Briefen und  
Tagebüchern von Adele Gundert

»Auf dieses Buch möchte ich meine Freunde aufmerksam machen, nicht weil sie darin dies und jenes aus meiner frühen Kindheit aufgezeichnet finden, sondern weil das Leben meiner Mutter über das Persönliche hinaus etwas Beispielhaftes und eine große Wärme und Kraft ausstrahlt. Der Kampf einer leidenschaftlichen Natur um Heiligung und Erhöhung ihres Lebens, um die denkbar höchste Zielrichtung und Sinnggebung, und es ist nicht nur rührend sondern auch tröstlich zu sehen, wie die Frömmigkeit dieses Lebens zwar von vielen Prüfungen, Rückfällen und Enttäuschungen weiß, wie sie aber dennoch bis tief in den Alltag hincingestrahlt und dies Leben geadelt hat.«

*Hermann Hesse*

insel taschenbuch 261  
Adele Gundert  
Marie Hesse  
Die Mutter von Hermann Hesse





MARIE HESSE –  
DIE MUTTER VON  
HERMANN HESSE

Ein Lebensbild  
in Briefen und Tagebüchern  
von Adele Gundert  
Mit einem Essay von Siegfried Greiner  
und Lithographien von Gunter Böhmer  
Insel Verlag

12. Auflage 2018

Erste Auflage 1977  
insel taschenbuch 261

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig

© 1953 beim D. Gundert Verlag Hannover

Lizenzausgabemittelfreundlicher Genehmigung

des D. Gundert Verlags Hannover

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Libro, Kriftel

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-31961-0

M A R I E H E S S E



1 8 8 4



## EINLEITUNG

Marie Hesse, die Tochter des schwäbischen Missionars und Orientalisten Dr. Hermann Gundert und Mutter des Dichters Hermann Hesse, wurde am 18. Oktober 1842 in Talatscheri (Vorderindien) geboren.

Ihr Vater (geb. 1814 in Stuttgart), ursprünglich ein begeisterter Jünger Goethes und persönlicher Schüler von David Friedrich Strauß, bekehrte sich noch während seiner theologischen Studienzeit in Tübingen zu dem Bengelschen Pietismus seiner Väter. Im Jahr 1836 ging er als Missionar an die Malabarküste, wo er einige Jahre auch als Schulinspektor in Regierungsdiensten wirkte. »Im Handumdrehen lernt er einige fünf oder sechs indische Dialekte, die er bald derartig beherrschte, daß er in Hindostani, in Malajalam, in Sanskrit den Eingeborenen zu predigen, später sogar indische Gelehrte zu beschämen vermag<sup>1</sup>.« In Indien vermählte er sich 1838 mit einer französischen Schweizerin) Julie Dubois (geb. 1809), die sich ebenfalls der Missionsarbeit geweiht hatte. Ihre äußere Gestalt bezeichnet Gundert als »kurz, schlank und beweglich; je heißer es ist, desto besser fühlt sie sich imstande, zu arbeiten«. Ihrem seelischen Typus nach gehörte sie eher dem siebzehnten als dem neunzehnten Jahrhundert an; sie war eine strenge Calvinistin, voll brennenden Eifers, »Seelen zu retten«, eine Feuerseele, die nichts Halbes ertragen konnte, oft heftig und unduldsam, aber immer auch bereit, sich selbst zu demütigen. Nach ihrem Tod 1885 schrieb Gundert: »Welch eine Hilfe ich an ihr hatte, läßt sich nur andeuten, sie ist mir im inneren Leben mehr zur Stütze geworden, als ich ihr.« Auch ihre praktische Arbeitskraft war erstaunlich, obschon ihr das Hauswesen wenig lag. »O, im

1 Hugo Ball: Hermann Hesse, sein Leben und Werk, suhrkamp taschenbuch, siehe auch Joh. Hesse: Hermann Gunderts Leben (Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart).

Himmel man koch nicht mehr, man wasch nicht mehr und putz nicht mehr!« hat sie oft in ihren Calwer Jahren geseufzt. Die deutsche Sprache blieb zeitlebens ihre schwache Seite, und Maries Briefe an sie sind deshalb durchweg französisch oder englisch geschrieben.

Während Maries Mutter, aus einer Weingärtnerfamilie stammend, zwar tief religiös, aber unkünstlerisch veranlagt war, und Vater Gundert seine ursprünglich starken musikalischen und literarischen Neigungen in späterer Zeit unterdrückte – nur J. S. Bach und Homer blieben seine Freunde bis ins Alter –, regte sich in Marie schon früh der Drang, ihre Erlebnisse sprachlich zu gestalten. Ihre Tagebücher enthalten teils pietistische Selbstbetrachtungen, teils lyrische Bekenntnisse, neben Hunderten von heiteren und rührenden Geschichten, die mit unbefangener Erzählerlust zu Papier gebracht sind.

Ihr Sohn, in dessen Lyrik und Gedankendichtung die Gestalt der Mutter eine tiefe sinnbildliche Bedeutung empfängt, schreibt in seinem »Hermann Lauscher« (1901): »Ich habe Leser und Erzähler und Plauderer von Weltruhm gehört, und fand sie steif und geschmacklos, sobald ich sie mit den Erzählungen meiner Mutter verglich. O ihr wunderbar lichten, goldgründigen Jesusgeschichten, du Bethlehem, du Knabe im Tempel, du Gang nach Emmaus! . . . Ich sehe dich noch, meine Mutter, mit dem schönen Haupt zu mir geneigt, schlank, schmiegsam und geduldig, mit den unvergleichlichen Braunaugen!« Atmen Marie Hesses schriftliche Aufzeichnungen auch nicht den vollen Zauber ihrer mündlichen Erzählungen, so verdienen sie doch in ihrer reizenden Absichtslosigkeit einen weiteren Leserkreis als Dokumente eines ungewöhnlich reichen und interessanten Frauenlebens.

Aus dem großen Nachlaß Marie Hesses, deren Tagebücher mehr als vierzig Jahre hindurch fast lückenlos geführt sind, wurden diejenigen Stücke ausgewählt, die das innere und äußere Erleben dieser großangelegten, gütigen und glaubenstar-

ken Frau am reinsten widerspiegeln. Das vorhandene Material wurde von meiner Schwester und mir in langen Jahren gesammelt und zur Veröffentlichung vorbereitet, die endgültige Sichtung und Redaktion des Stoffes übernahm ein Enkel Marie Hesses, Karl Isenberg, dem ich für diese Arbeit herzlich danke.

*Adele Gundert*

# KINDHEIT

## ANFANG DER LEBENSREISE

Im fernen heißen Osten drüben erblickte ich am 18. Oktober 1842 das Licht dieser Erde, und in meine frühesten Erinnerungen mischte sich das dumpfe Ächzen der Meereswogen am Strande, das Schwanken der vom Wind bewegten Kokospalmen und das liebkosende Gemurmel und Streicheln meiner braunen Amme Rosine, die ich nur Hosianna hieß. Ein heiteres, rotwangiges Kind, das durch sein Lachen und Lallen im Nu die Herzen gewinnt, war ich nicht, sondern ein nervenschwaches, leicht gereiztes, düsteres, bleiches Ding mit glühenden dunklen Augen. Ein junger Mensch, der, als er mich sah, erstaunt ausrief: »Ei, wem gehört dies prächtige Kind?« wurde seines schlechten Geschmacks wegen allgemein ausgelacht. Ein glückliches Kind war ich auch nicht. Schon in zartester Jugend war ich oft von namenloser Furcht gepeinigt, wachte nachts laut schreiend von gräßlichem Traume auf und lauschte dann mit stillem Beben dem Geheul der Schakale. Dann konnte mein zärtlicher Vater mich stundenlang auf seinem Arm herumtragen und mir in den verschiedensten Sprachen Wiegenlieder singen, bis ich, das erschrockene Köpflein an seine treue Brust gedrückt, endlich beruhigt einschlief. Meines Vaters größte Lust war, uns kleine Geschöpfe im nahen Fluß zu baden. Sobald er mich aber tunken wollte, fing ich gleich an im kläglichsten Tone zu schreien: »Sahive, jenne mukikenda!« (»Mein Herr, tunken Sie meinen Kopf nicht!«), während mein zweitältester Bruder Samuel sich von seinem Vater auf die Wellen hinlegen und dann, zufrieden lächelnd auf dem Rücken liegend, ein Stück weit forttragen ließ, voll Vertrauen zu seinem Vater, der ja vom Ufer aus ihm zusah.

Als ich kaum drei Jahre alt war, mußte ich mein schönes Geburtsland verlassen, da meine Eltern gesundheitshalber eine Reise nach Europa machten, wohin sie uns, meine zwei älteren Brüder Hermann und Samuel, mich und mein anderthalb Jahre altes Schwesterlein Christiane, zu unsrer Erziehung bringen wollten. Von der Reise bleibt mir eine dunkle, böse Erinnerung, wie von einem schweren Alpdrücken. Es war eine schlimme Fahrt über das Rote und das Mittelländische Meer in enger Kabine mit schlechter Kost; und meine arme kranke Mutter hatte mit mir, dem übellaunigen kränklichen Kind, manche Not durchzumachen, indes mein jüngeres Schwesterchen sich leicht in alles schickte und mit größter Zufriedenheit am schlechten Schiffskäs herumernagte! Um mir die Längeweile zu vertreiben, warf ich Scheren, und was mir gerade unter die Hände kam, zum engen Kajütenfenster hinaus in die Wogen. Auf der Reise von Triest über Salzburg nach Stuttgart hatten wir arme Pflänzlein der warmen Tropenwelt viel von der Kälte auszustehen.

Von dem Aufenthalt in Stuttgart weiß ich nur noch, daß mein Großpapa, ein kleiner, beweglicher, freundlicher Mann mit Silberhaaren, mir überaus lieb wurde, und daß ich mit seiner jüngsten Tochter Emma, die nur ein Jahr älter war als ich selbst, über einer großen Puppe viel Streit hatte und sie »das böse Tante Jemma« nannte. Von allen Seiten her wurde uns kleinen Fremdlingen viel Liebe bewiesen, und das deutsche Zuckerwerk war so nach unserem Geschmack, daß mein Samuel, als man ihn fragte, ob er wieder nach Indien möchte, sehr entschieden ausrief: »Nein, nein! Europa Kaiserkuchen und Kirschenkuchen, ich dableiben!« Zum Verwundern war's, wie schnell wir unser Malajalam vergaßen und Deutsch sprachen. Besonders mein Hermann machte darin reißende Fortschritte und mußte bald der Dolmetscher des Kleinen sein. Die beiden Knaben wurden in eine Kleinkinderschule geschickt, wo sie dem guten Lehrer durch ihr freies, ungebundenes Wesen aller-

lei Nöte verursachten. Er wies sie einmal streng zurecht. Samuel, der kaum wußte, was eigentlich von ihm gefordert wurde, brummte trotzig vor sich hin: »Bauzenberger Pisatschuanana!« – »Was sagt der Kleine?« rief der Lehrer, und pflichtgetreu übersetzte Hermann: »Bauzenberger Teufel sein.« Das hätte dem Jungen wohl Schläge zuziehen können, hätte der gute Lehrer nicht den »unter wilden Heiden aufgewachsenen armen Buben« für diesmal bemitleidet.

Im großelterlichen Haus bekam ich einmal die Rute, weil ich beim Essen den Spinat zornig gegen die Wand warf mit dem Bemerkten: »In Indien fressen Kühe grünes Gras!« – Nancle, das blauäugige, goldlockige, heitere Kind hatte längst alle Herzen gewonnen, und als meine Eltern wieder an die Rückreise nach Indien denken mußten, wurde beschlossen, sie nebst meinen Brüdern bei den lieben Großeltern zu lassen, da man sie auch ihrer zarten Jugend wegen nicht leicht wo andershin hätte tun können. Aber was fängt man mit Marie an? In Basel ist ein frommer, reicher Herr und warmer Missionsfreund, Doktor Ostertag, der gern einige Missionstöchterlein aufnehmen möchte, da ihm selbst Kindersegen vorenthalten war. Am 8. Oktober 1846 brachten mich meine Eltern nach Basel, wo ich eine neue, schöne Heimat, und o so warme, liebevolle Herzen finden sollte.

## MEINE GLÜCKLICHSTE KINDHEIT

*1846 bis 1850*

Unvergeßlich ist sie mir geblieben, jene herbe Stunde, da es galt, mich von meinen Eltern zu trennen. Noch sehe ich, wie ich weinend im Hofe stand und meine Mutter mit Gewalt festhalten wollte, indem ich mich an den Zipfel ihres Schales hing. Man riß mich weg von ihr und trug mich ins Kinderzimmer, wo man mich mit Liebkosungen und Zuckerwerk trösten wollte. Allein mein Innerstes war empört, mir war's, als hätte

sich die ganze Welt verschworen gegen mich, als hätten meine Eltern selbst mich verstoßen. Unvergeßlich rührend ist mir heute noch die liebliche Sanftmut, das zarte Mitgefühl meiner einzigen Gespielin Emilie, Kind des Missionars Kruse, die mir ihre schönsten Spielsachen vorstellte und dann still ihre Tränen zerdrückte, als ich ihre Kleinodien in meinem Wutanfall zertrümmerte.

Doch, wie bald heilt ein wundes Kinderherz! Ich genoß so viel Liebe, lebte auf dem reizenden Landgut Gundeldingen in Glück und Sonnenschein: war es ein Wunder, daß alle Sehnsucht nach den fernen Eltern bald verschwunden war und mein glühendes Herz sich mit ganzer Leidenschaft an die neue, edle Pflegemutter hing? Emilie und ich nannten unsere lieben Beschützer Onkel und Tante, aber dieser Name genügte und bald nicht mehr, hörten wir doch andere Kinder so oft Papa und Mama rufen, und wir – wir durften nur erst lernen, diese Namen zu schreiben. Im Garten sitzend, berieten wir zwei einstmals die wichtige Frage. Dann faßten wir uns ein Herz und trippelten Hand in Hand an den Hühnerhof hin, wo der gute Doktor Ostertag nach seiner Gewohnheit dem Geflügel Gerste streute. Ich zupfte ihn am Rock: »Onkel!« – »Ja, Kinderle, was?« Emilie fuhr fort: »Dürfen wir« . . . und dann platzte ich auch noch heraus: »Papa und Mama sagen?« Da schloß uns der teure Mann in seine Arme, rief seine Gattin herbei, und von dem Tage an hatte ich ein zweites Elternpaar. Was sie in tragender, vergebender, aufopfernder Liebe für mich getan, das lohne ihnen der allmächtige Gott!

Von Indien waren mittlerweile Berichte über die glückliche Ankunft meiner Eltern und Geburt meines Bruders Friedrich eingetroffen. Im März 1848 starb in Stuttgart mein liebliches Schwesterlein nach kurzer Krankheit, und diese Nachricht machte tiefen Eindruck auf mich.

In Gundeldingen hatten auch Änderungen stattgefunden. Emilie und ich waren nicht mehr allein, ein Missionskind ums an-

dere kam, doch waren es nie über ein Dutzend. Wir wurden öfters zu Freunden in der Stadt eingeladen, lernten uns fein anständig benchmen und kleine Gedichte deklamieren. Das war nach meinem Geschmack; ich bewegte mich gern in schönen, vornehmen Häusern, wo Gemälde und Gipsfiguren die Zimmer schmückten und die seidenen Kleider schöner Damen rauschten. Wie glücklich war ich dummes Zipfelein aber erst, als ich einst in einer solchen Visite eine Dame zu ihrem Nachbarn, auf mich deutend, ziemlich laut flüstern hörte: »E scharmant Meitli, so graziös!« Weniger schmeichelhaft klang die derbe Antwort: »E rechter Dämon luegt us sinen Auge!« So gerne ich bei passender Gelegenheit fein und gebildet war, so ging mir doch nichts über ein freies, wildes Springspiel auf grüner Wiese. Ich war ein Wildfang und zerriß von allen am meisten meine Kleider, wofür ich manches Tätzlein bekam. Immer hatte ich irgendwo ein blaues Mal oder einen Schnitt oder ein wundes Knie. Aus Liebe zu den schönen Braunen hatte ich mit dem Stallknecht eine Freundschaft geschlossen, und dieser – obschon gegen strenges Verbot meiner Gundeldinger Eltern – verschaffte mir manchmal insgeheim einen kleinen Ritt. Eines Morgens früh sah ich ihn das Pferd zur Tränke führen; gleich huschte ich herzu und ließ mich auf seinen Rücken setzen. Trotzdem daß Ruppert mich hielt, stürzte ich bei einem kleinen Sprung des Gauls rücklings hinunter auf spitzige Pflastersteine, wovon ich ein Loch als Andenken davontrug. Ich biß die Zähne fest zusammen, weil mir der Knecht sagte, ich dürfe nicht schreien, sonst bekomme ich die Rute und er einen Verweis. Der gute Doktor aber hatte von seinem Fenster aus der ganzen Szene zugeschaut und kam nun mit nassen Augen auf mich zu: »Kind, diesmal können wir Gott nur für deine Bewahrung danken!« So gab's keine Strafe, aber jenen Braunen wieder insgeheim zu besteigen, lüstete mich nicht mehr. Die lieben Ostertags machten einst einen Sommeraufenthalt in Badenweiler, wo wir sie eines Tages besuchen durften. Das



*Jugendbild von 1857*

war ein unvergeßlich froher Tag, der noch viele Wochen nachher Stoff zur Unterhaltung für uns Kinder bot. Wir durften auf Eseln ans Bergwerk reiten und machten dabei sehr innige Bekanntschaft mit den barfüßigen Eselstreibern, die uns ihre höchste einfache Lebensgeschichte ausführlich erzählen und dann unsere Ermahnungen anhören mußten. Wir schenkten ihnen kleine Traktate und versprachen für sie zu beten, und das Versprechen wurde gehalten. Lange, lange Zeit später, wenn wir bei der Andacht zusammen beteten, gedachten wir allabendlich der armen Eselsbuben, Joggele, Hans, Klaus, Bastian und Martin mit Namen. Wir hatten recht weiche Herzen und hätten gern allen armen Kindern Christtagsbescherung gehalten. Als ich einst ein Bettelkind zufällig am Brunnen von der Röhre trinken sah, sprang ich wie toll nach einem Becher – ein Glas tat den Dienst nicht –, zwang das unreinliche, ungewaschene Kind, daraus zu trinken und war dann den Tag über voll stiller Wonne, eingedenk der auswendig gelernten Verheißung Matth. 10, 42 (« Wer dieser Geringsten einen mit einem Becher kalten Wassers tränkt, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben. ») Es gab Zeiten, wo mich eine Predigt, eine Andacht oder ein Bibelvers bis zu Tränen bewegen konnte, besonders machten des teuren Gerhardts Passionslieder einen mächtigen Eindruck auf mein Gemüt. Aber leider waren diese frommen Rührungen bald wieder verrauscht.

Das Puppenspiel war mir zum Ekel. Ach, wie seufzte ich oft: » Wenn i numme e Bueb wär! « Frei im Grünen herumjagen, das wäre eine Lust! Eine mächtige Liebe fesselte mich schon in den frühesten Jahren an Gottes schöne Natur. Diese übte einen wunderbaren Einfluß auf mich aus, und so barsch und bübisch ich im munteren Spiel mit anderen sein konnte, so still und tiefbewegt war ich, wenn allein im Freien. Lebhaft erinnere ich mich noch eines freien Mittags, den wir im nahen Wäldchen St. Margrethen zubringen durften. Die andern wanden Efeu-kränze für einen Geburtstag, ich machte mich etwas tiefer ins

Gebüsch hinein und setzte mich einsamlich ins grüne Moos. Es zwitscherten die Vögelchen in den Zweigen, es rauschte und säuselte durch die Blätter, und von unendlicher Ahnung, Wonne und Sehnsuchtsgefühl zerfloß ich in Tränen. Dort machte ich mein erstes Verslein, es sprudelte unwillkürlich aus dem über-vollen Kinderherzen. Von jener Zeit an beseelte mich eine leidenschaftliche Liebe zur Poesie; oft schwoll mir das Herz vor Gedanken und Gefühlen, die ich zu meiner Betrübnis nicht in Wort und Reim fassen konnte – aber die ganze Natur atmete mir lauter Poesie entgegen, und ich träumte der Kindheit glücklichsten, unschuldigen Traum.

Inzwischen hatte ich in Indien ein weiteres Brüderlein, Paul, und später einen kleinen David bekommen. Meine Eltern hatte ich ziemlich vergessen und wünschte zuweilen, Ostertags möchten doch ganz meine Eltern sein.

Im November 1850 beim Mittagessen fragte unser Pflegepapa einmal plötzlich: »Kinder, seid ihr neidisch? Oder freut sich jedes fürs andre, dem eine Freude zuteil wird, zum Beispiel du, Marie, würdest du nicht eifersüchtig, wenn eines deiner ›Schwesterlein‹ nach Stuttgart gehen dürfte?« – »Nein, Papa.« – »Gut, dann will ich dich mit nach Stuttgart nehmen. Dein Großpapa möchte dich wieder einmal sehen.«

Wie ich jauchzte und hüpfte! O, das Glück, reisen und etwas von der weiten Welt sehen zu dürfen!

## GÄRUNG

*1851 bis 1854*

Die Reise durfte ich mit meinem väterlichen Freund machen, der mir die Fahrt überaus angenehm und kurzweilig zu machen wußte. Im großelterlichen Hause wurde ich mit Jubel empfangen. Meine Brüder erkannten mich nicht und spötelten viel über ihr feingebildetes Schwesterlein, das so hübsche Knickse machen und so zart hochdeutsch reden konnte. Das kleine

Wunderding erregte in der Familie ziemliches Aufsehen und wurde seiner stillen, einsilbigen Tante Emma als Muster vorgehalten! Nach einigen sehr vergnügten Wochen in Stuttgart kehrte ich, in meiner eigenen Achtung hoch gestiegen und voll Selbstgefühl, nach Gundeldingen zurück, wo mir der Rost tüchtig abgerieben wurde. Meine Rückreise geschah in Begleitung einer neuen Lehrerin, die auf der Post irgendwo unterwegs einen »nahen Vetter« traf, mit dem sie sich dann im Wirtshaus so lange unterhielt und verküßte, bis wir die Stunde der Abfahrt versäumt hatten und per Extrapost (»das kann der reich Protz zahlen«) weiterfahren mußten. Als es dann bei Ostertags galt, sich darüber zu erklären, brachte die Jungfer Lotte eine so wunderbare Geschichte von Verspätung, von groben Postbeamten und Gepäcksnöten, aber kein Wort vom »nahen Vetter« vor, daß ich vor Erstaunen ganz verstummte. Oh, diese Lehrerin! Sie kam in unsre kleine, nette Anstalt wie ein rauher Frost, der zarte Knospen tötet und hoffnungsvolle Keime verwüftet. So fromm, so lieblich, so naiv, so besorgt um ihre »teuren Pflégbefohlenen« vor den Leuten, und ach so herzlos, so grausam, wenn bei uns allein. So etwas hatten wir noch nie gesehen, hatten nicht die leiseste Ahnung von der Tücke und Bosheit eines Menschenherzens – bis diese neue, vielgepriesene und bewunderte Lehrerin kam. Gott vergebte ihr all das Unheil, das sie angestiftet! Von ihr hörten wir die ersten leichtfertigen Liedlein, von ihr lernten wir lügen und uns vor verschiedenen Personen verschieden stellen. Auch den Apfel des Zanks warf sie durch ihr parteiisches, launisches Verfahren unter uns. Ach, da war's aus mit dem süßen Frieden der ersten, ungestörten, lieblichen Kindheit.

Wer ahnt all das Elend, das eine einzige Person anrichten kann! Zuerst staunten wir und folgten, aber immer mehr und mehr begann es in uns zu kochen und zu gären: wir wollten sie bei den Eltern verklagen. Sie merkte es, schmeichelte uns, schob uns insgeheim (wahrscheinlich gestohlene) Leckerbissen zu